

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 29 (2022)
Heft: 320

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Perspektiven

«Ich habe drei Kinder, jetzt sind sie in Kyiv. Im Falle eines russischen Angriffs muss ich sie aus der brennenden Hauptstadt abholen.» Die Flaschenpost aus dem nordukrainischen Zhovid, 40 Kilometer von den Panzern entfernt. Von Ivan Sautkin

36

In Konstanz wird ein neues Onlinemedium lanciert, vorläufiger Name: «Projekt K». Die Initiant:innen haben sich einiges vorgenommen. Sie wollen den gemeinnützigen Journalismus am Bodensee etablieren. Von Roman Hertler

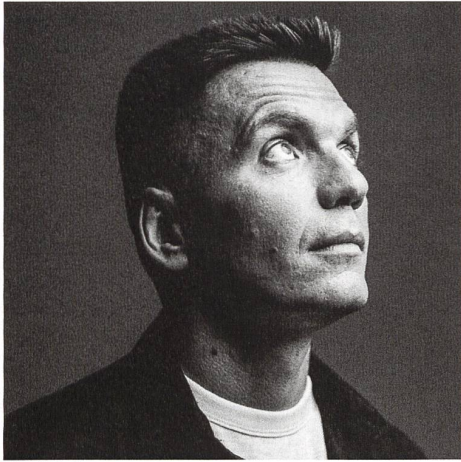
38

Das Buch *Auge um Auge* von Susan Boos dreht sich um Sinn und Irrsinn der Sicherheitsverwahrung. Die Journalistin berichtet vom Leben hinter Mauern. Und plädiert überraschend für härtere Strafen. Von Adrian Lemmenmeier

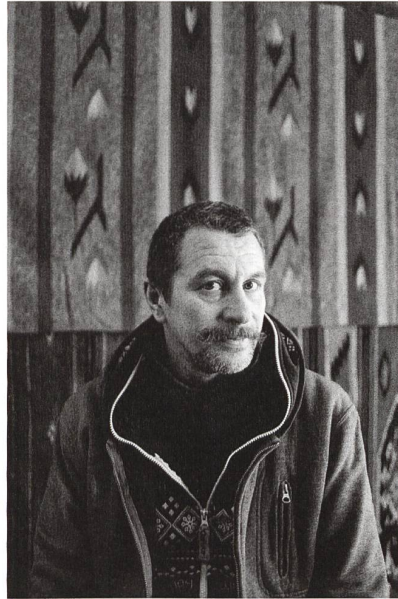
40

ТРИВОЖНІ

ВАЛІЗИ



Vitali Dejnega.



Ivan Sautkin.



Oleg Chovpun.

Ich lebe in einem Dorf im Norden der Ukraine, nahe der russischen Grenze. 40 Kilometer von meinem Haus befindet sich ein russisches Armeecamp. Dorthin wurde in den vergangenen Wochen Militärausrüstung gebracht, die für einen Angriff auf unsere Hauptstadt Kyiv nötig ist. Bei Nordwind hören wir fernes Artilleriefeuer. Die Russen vernichten Übungsziele und stellen sich dabei vor, auf Lastwagen mit ukrainischen Soldaten oder auf Panzer zu schießen, oder vielleicht auch auf Wohngebäude mit schlafenden Bewohnern.

In der Ukraine herrscht seit beinahe acht Jahren Krieg. Begonnen hat er mit der Annektierung der Halbinsel Krim, von dort hat er sich aufs Festland verlagert, auf den Donbas, und hat sich dort festgefressen. Bemerkbar macht er sich mit Flüchtlingen, verkrüppelten Menschen und Särgen, und mit unzähligen dramatischen Geschichten aus dem Leben der Soldaten und der dortigen Bevölkerung.

Von Ablehnung bis zu Akzeptanz

Während dieser acht Jahre hat sich das Bewusstsein der Ukrainer in Bezug auf diesen Konflikt schubweise verändert. Es begann mit der Ablehnung. Die Geschehnisse passeten nicht in unser Selbstverständnis und erschienen als vorübergehender böser Traum.

Danach kam die Wut. Alles, was im Zusammenhang mit Russland stand, rief heftigen Ärger hervor, sogar die russische Sprache, die von vielen Ukrainern im täglichen Leben benützt wird.

Danach kam die Periode des politischen Gezerres. Wir meinten, die Politiker müssten die Kriegsfrage lösen, und setzten grosse, aber leider unerfüllte Hoffnungen in sie. Danach kam die Depression und schlussendlich – die Akzeptanz. Wir haben uns daran gewöhnt, mit dem Krieg zu leben, so wie mit einer chronischen Krankheit. Wir haben diese Krankheit, aber das Leben geht weiter, und dafür müssen wir kämpfen, trotz des Schmerzes und der Schwäche.

2014 hatte die Ukraine so gut wie keine Armee, sie war in einem schrecklichen Zustand. In den vergangenen acht Jahren wurde sie von Grund auf erneuert und musste sich im Kampf beweisen. Wir glauben daran, dass unsere Soldaten einen russischen Angriff aufhalten und solide Gegenwehr leisten können.

Am selben 13. Februar 2022, an dem ich diesen Text verfasse, haben die Botschaften einiger grosser Länder ihre Arbeit in der Ukraine eingestellt und ihre Mitbürger aufgefordert, das Land wegen der unsicheren Lage zu verlassen. Einige Fluglinien haben ihre Flüge eingestellt. In den Städten werden Luftschutzräume und Feldspitäler vorberei-

tet, Einheiten von Zivilisten erproben den Kampf hinter der Front.

Noch vor ein paar Jahren hätten diese dunklen Vorzeichen in der Bevölkerung Panik hervorgerufen. Jetzt ist die Stimmung erstaunlich ruhig. Die Menschen leben ihr ganz normales Leben, sie arbeiten, treffen sich, planen Reisen und feiern Geburtstage, genauso wie sie es getan haben, als es offenbar keinerlei Bedrohung gab. Dies hat nichts mit Passivität oder dem Wunsch zu tun, die Realität zu verleugnen. Während dieser Jahre sind die Leute es satt geworden, sich andauernd dem Stress auszusetzen, und haben gelernt, ihr inneres Gleichgewicht zu bewahren. Es ist eine Art Selbstschutzreaktion. Und, wie die Erfahrung zeigt, je näher man sich beim Geschehen befindet, umso geringer ist die Angst.

«Notfallrucksack» – so nennen wir die Ansammlung an unerlässlichen Dingen, die wir im Katastrophenfall (in unserem Fall ein psychotischer Nachbar) brauchen. Dazu gehören die persönlichen Dokumente, etwas Lebensmittel und Wasser, eine kleine Apotheke, eine Taschenlampe, Zündhölzer, Unterwäsche und natürlich ein gut durchdachter Plan. Jeder hat seine eigene Sammlung der wichtigsten Dinge und jeder hat seinen individuellen Notfallplan.

Mein Bekanntenkreis spricht lieber nicht über den eigenen Notfallrucksack, höchst-



Was in den Notfallrucksack gehört.

tens im Scherz. Aber ich weiss, dass die meisten meiner Freunde ihn schon gepackt haben, und jeder und jede hat einen Plan für den Ernstfall.

«Hier ist mein ganzes Leben.
Wo soll ich hin?»

Ich habe drei Kinder, jetzt sind sie in Kyiv. Im Falle eines russischen Angriffs muss ich sie aus dem brennenden Kyiv abholen. Kyiv brennt sicher, denn jedes Kriegsszenario beginnt mit Raketenangriffen auf militärische und strategische Objekte, und davon gibt es in der Hauptstadt unzählige. Die Fahrt wird schwierig, denn die Strassen werden verstopft und wahrscheinlich beschädigt sein.

Falls wir nicht kommunizieren können und etwas mit dem Haus passiert, in dem meine Familie lebt, dann haben wir einen Notfall-Treffpunkt vereinbart. Von Kyiv aus fahren wir in den Westen, in die Karpaten, dort werden die Kinder in Sicherheit sein. So sieht mein Plan aus. Ausser den «wichtigsten Dingen» befinden sich in meinem Rucksack Kinderspielsachen und Geschenke für unsere Freunde, die uns an einem sicheren Ort erwarten.

Die Kinder meines Nachbarn Oleg Chovpun sind schon erwachsen, und er hat nicht vor, wegzufahren. Zu Zeiten der Sowjetunion hat er in Afghanistan gekämpft, spä-

ter hat er jahrelang als Zöllner an der ukrainisch-belarussischen Grenze gearbeitet. Jetzt ist er in Pension und träumt davon, Künstler zu werden.

«Ich habe eine Kuh, Hühner, einen Gemüsegarten. Hier ist mein ganzes Leben. Wo soll ich hin?», sagt Oleg. «Meine Familie hat den Holodomor (die von Stalin in den Jahren 1932–33 künstlich hervorgerufene Hungersnot in der Ukraine) überlebt, die Besetzung durch die Wehrmacht und den Weltkrieg, wir haben die Krise der 1990er-Jahre überlebt, und dies hier überleben wir jetzt auch noch. Hier ist mein Haus und ich gebe es nicht auf.» So denken die meisten Leute im Dorf. Ihr Plan ist die Hoffnung auf einen glimpflichen Ausgang, und alles dafür zu tun, um die Katastrophe abzuwenden.

Mein Freund Vitali Dejnega war bis zum Krieg IT-Fachmann. 2014 hat er eine der wichtigsten Freiwilligenbewegungen ins Leben gerufen, sie heisst *Поверни́сь живи́м*, «Kehr lebendig heim». Sieben Jahre angespannter Arbeit ohne Ferien haben ihn ausgeleigt und für ihn war es an der Zeit, ein beschaulicheres Leben zu führen. Vitali hat seinen Nachfolger eingeführt und sich mit seiner Kamera auf Weltreise begeben. Sein Traum ist, als Video-Blogger seine Erlebnisse einem breiten Publikum mitzuteilen. «Macht Euch keine Sorgen, wenn DAS ein-

tritt, dann komme ich schnell zurück und nehme meinen Platz in der Landesverteidigung ein», schreibt Vitali aus Sri Lanka. Anstatt zu fliehen, wie ich es vorhabe, will er im Kriegsfall an die Front. Ich nehme an, dass in seinem Notfallrucksack sein mobiles Büro und die dazugehörige leistungsstarke Powerbank stecken.

Viele packen Waffen und Munition ein, andere chirurgische Instrumente, Malblöcke und Buntstifte, eine Kamera, eine Gitarre, für manche ist es wichtig, die Heilige Schrift dabei zu haben. Diese Dinge sind wichtig, um sich selbst nicht abhanden zu kommen und anderen nützlich zu sein.

Wir bereiten uns auf das Schlimmste vor, hoffen auf das Beste, und versuchen glücklich zu sein, während wir unsere Notfallrucksäcke packen.

Ivan Sautkin, 1971, ist Filmregisseur in Zhovid. Übersetzt aus dem Ukrainischen von Jürgen Kräftner, Netzwerk Schweiz-Transkarpatien/Ukraine.

Das Netzwerk Schweiz-Transkarpatien/Ukraine engagiert sich seit 2001 in sozialen und kulturellen Projekten in der Westukraine und im Austausch mit der Schweiz. Dazu gehören Entdeckungsreisen mit Unterkunft in Gastfamilien, Singwochen, Wanderungen in den Karpaten, Auftritte der ukrainischen Ensembles Hudaki und Cantus in der Schweiz und regelmässige Information über die Projekte und das tägliche Leben in der Ukraine.

nestu.org

LOKALJOURNALISMUS NEU DENKEN

In Konstanz wird ein neues Onlinemedium lanciert. Die Initiant:innen des Vorhabens mit dem vorläufigen Namen «Projekt K» haben sich einiges vorgenommen und wollen den gemeinnützigen Lokaljournalismus am Bodensee etablieren. Von Roman Hertler



Wollen mit dem «Projekt K» neuen Journalismus nach Konstanz bringen (von links): Thomas Buck, Birgit Niederhafner, Moritz Schneider, Michael Lünstroth, Anna Kulp, Peter Magulski, Nik Volz und Saskia Baumgartner. (Bild: pd)

2020 war Wahlkampf in Konstanz. CDU-Mann Uli Burchardt trat nach achtjähriger Amtszeit erneut als Kandidat für das Amt des Oberbürgermeisters an. Sein stärkster Herausforderer war der links-grüne Kandidat Luigi Pantisano. Nach dem ersten Wahlgang lag Pantisano noch in Führung. Die Überraschung schien perfekt. Doch im zweiten Wahlgang holte Burchardt auf, liess seinen Widersacher um vier Prozentpunkte hinter sich und durfte sein Amt behalten.

Nebst den Parteien, die Burchardt unterstützten, habe vor allem auch die Berichterstattung des Konstanzer Monopolblatts «Südkurier» zu seinem Sieg beigetragen. Das fanden damals zumindest einige kritische Geister in der Grenzstadt am Bodensee. Einer davon ist Michael Lünstroth, Chefredaktor bei thurgaukultur.ch, der damals auch für «Saiten» pointiert über die Konstanzer Wahlen berichtete.

Ein paar Monate später fand sich eine achtköpfige Gruppe zum «Projekt K» zusammen – darunter auch Lünstroth. Ihr Ziel: mehr Medienvielfalt für Konstanz und das Weiterdenken des digitalen Lokal-

journalismus. Sie entwickelte ein Konzept und gründete eine gemeinnützige Gesellschaft. Früh war klar: Man will sich nicht als Oppositionsmedium zum «Südkurier» oder zum Oberbürgermeisteramt positionieren. Vielmehr sollen die alten Gräben überwunden werden.

Von der Teilnahme zur Teilhabe

Nach etwas über einem Jahr ist die Idee nun reif für den Markttest. Ab Sommer 2022 soll ein abspflichtiges, werbefreies Onlinemedium für Konstanz erscheinen, das sich mit Themen befasst, «die die Stadt bewegen», wie Michael Lünstroth es formuliert. Das wird sicherlich Politisches sein, aber auch gesellschaftliche, kulturelle und ökologische Themen sollen ihren Platz haben.

Der definitive Name des lokaljournalistischen Magazins wird erst im Verlauf des Monats kommuniziert. Eine gedruckte Ausgabe wird es nicht geben, aus Kosten- wie aus Vermittlungsgründen. Nicht

nur Texte mit Bildern, auch Podcasts, Videos und multimediale Inhalte sind vorgesehen. Der Serviceteil inklusive Veranstaltungskalender wird wohl gratis zur Verfügung stehen, der wertige Journalismus bleibt hinter der Pay Wall.

Hinzu kommt eine breite Palette an Veranstaltungen: Vor-Ort-Gespräche zu Themen der Stadtentwicklung, Podien, aber auch Werkstatt-Gespräche in Sachen Medienkompetenz, Journalismus und Recherchemethodik sind angedacht. Student:innen der Uni Konstanz werden hier künftig ECTS-Punkte sammeln und Redaktionspraktika absolvieren können. Ein entsprechendes Abkommen ist bereits vereinbart. Und das Publikum wird eingeladen, sich aktiv in Themen und Recherchen einzubringen, gecoacht durch die Redaktion.

«Demokratieförderung», «Partizipation» und «von der Teilnahme zur Teilhabe» sind Stichwörter, die im Gespräch fallen. Mit dem «gemeinnützigen Journalismus», der auch im Koalitionsvertrag der neuen deutschen Regierung erwähnt ist, versteht man sich als Teil einer Bewegung. Ein spannender Ansatz in Zeiten sinkender Werbeerträge und um sich greifender Politik- und Medienverdrossenheit. Während die Schweiz eine verstärkte Medienförderung ablehnt – zugegeben, die Abstimmungsvorlage war letztlich ein wenig überzeugender Kompromiss –, denkt die deutsche Bundesregierung über die Förderung von gemeinnützigem Journalismus nach. «Gemeinnützigkeit» – hierzulande ein selten benutzter Begriff, wenn nicht grad nach einer eleganten Möglichkeit zum Steuersparen gesucht wird.

Da hat man sich also einiges vorgenommen in Konstanz. Wie finanziert sich das Ganze? Anna Kulp, Leiterin des Internationalen Literaturfestivals Leukerbad und eine von drei Geschäftsleiterinnen der neu gegründeten gGmbH, erklärt: «Vorher wusste ich gar nicht, dass es diese Geschäftsform überhaupt gibt, eine gemeinnützige Gesellschaft mit beschränkter Haftung. Wir hatten zunächst eine andere Organisationform im Auge. Wir lernen im Prozess ständig dazu.» Zunächst werde man sich über Förderbeiträge und ein Crowdfunding, das diesen Monat startet, finanzieren. Ist das Crowdfunding erfolgreich, stehen weitere Förderbeiträge in Aussicht.

Das Soli-Abo gibts während des Crowdfundings für 4 Euro im Monat, regulär kostet es 8 Euro, auch Gönner:innenabos für 12 oder 20 Euro wird es geben. Die Jahresabos, die später verkauft werden, werden leicht teurer sein. Ein erstes Ziel ist der Verkauf von 700 Abos durchs Crowdfunding. Bis Ende Jahr sollen es 1000 sein. «Wichtig ist uns, dass die Leute, die wir dereinst einstellen wollen, sich nicht selbst ausbeuten und wir ein halbwegs anständiges Gehalt bezahlen können», sagt Kulp.

Kein Anti-«Südkurier»

Schon heute verfügt das «Projekt K» über ein breites Netzwerk an freien Schreiber:innen. Lünstroth wird Chefredaktor im Teilpensum, bei thurgaukultur.ch wird er deswegen in absehbarer Zeit aber nicht kürzertreten. «Ideal wäre, wenn wir insgesamt mit einem Redaktionspensum von 200 Prozent starten könnten, das auch auf drei oder vier Personen verteilt sein kann», sagt Kulp. «Damit tragen wir den heutigen Lebensrealitäten Rechnung. Die meisten von uns Gesellschafter:innen kennen das und arbeiten selber in verschiedenen Teilpensum.»

«Der Lokaljournalismus steckt in der Krise», sagt Michael Lünstroth. «Relevante Themen verfangen nicht mehr so gut.» Andere, neue Wege der Vermittlung müssten gefunden werden, um gerade auch beim jüngeren Publikum wieder ein grösseres Interesse an politischen und gesellschaftlichen Zusammenhängen zu wecken. Orientiert hat man sich etwa am «Rums» in Münster, das vor allem auf gut recherchierte Newsletter setzt, oder am «Relevanzreporter» aus Nürnberg – also an Projekten in mittelgrossen Städten, wo der potenzielle Abonnent:innenstamm nicht einfach gegeben ist wie in den Metropolen. «Aber «Projekt K» muss vor allem hier vor Ort funktionieren», so Lünstroth. Darum wird man eigene Wege suchen.

Gegenöffentlichkeit ist nicht das Ziel. Ein Anti-«Südkurier» ist das «Projekt K» nur schon deshalb nicht, weil nicht tagesaktuell berichtet wird, sondern der Fokus auf Recherchen und Hintergründen liegt. Politisch wird man wohl ein paar Grundwerte vertreten, die man als «links» apostrophieren könnte, aber ein linkspolitisches Blatt wird es definitiv nicht. Der Fächer soll breit sein. Lünstroth dazu: «Wir werden einen konstruktiven Ansatz verfolgen und versuchen, einen frischen Blick auch auf alte, konfliktbehaftete Themen wie Stadtentwicklung, Einkaufstourismus oder die Klimadebatte zu werfen.»

WAS TUN MIT DEN SUPERGEFÄHRLICHEN?

Das Buch *Auge um Auge* von Susan Boos dreht sich um Sinn und Irrsinn der Sicherheitsverwahrung. Die Journalistin besucht jene, denen das System die Freiheit nicht mehr zutraut. Und plädiert überraschend für härtere Strafen. Von Adrian Lemmenmeier

Beat Meier sitzt seit einem Vierteljahrhundert hinter Gittern. Das Zürcher Obergericht verurteilte ihn zu vier Jahren und vier Monaten Freiheitsstrafe, verhängte aber zusätzlich eine Verwahrung nach Artikel 64 des Strafgesetzbuchs. Weil ihn das Gericht für gefährlich und nichttherapierbar hält, bleibt er zum Schutz der Gesellschaft im Vollzug, bis ein psychiatrisches Gutachten diese Einschätzung ändert.

Meier, der offen zu seiner Pädophilie steht, soll sich in den 1990er-Jahren an seinen Stieföhnen vergangen haben. Diese haben ihre belastenden Aussagen wenige Jahre nach dem Urteil revidiert. Meier pocht auf seine Unschuld. Weil er seine Tat bestreitet, gilt er aber als uneinsichtig und somit als nichttherapierbar. Er bleibt in Verwahrung.

Meier büsste über vier Jahre für ein Verbrechen, für das er (zu Recht oder nicht) verurteilt wurde. Weitere 20 Jahre aber sitzt er bereits, weil er aufgrund einer psychiatrischen Prognose als Gefahr für die Gesellschaft eingestuft wird. Ist das fair? Wie verlässlich sind solche Prognosen? Was sind die Alternativen?

Susan Boos schreibt sich in *Auge um Auge* durch verschiedene Haftanstalten Europas. Sie trifft Mörder, Kinderschänder, Anstaltsleiter, Anwälte, Angehörige, Forensiker, Strafrechtsexperten. Den leichtfüssigen Text begleitet die schwierige Frage nach dem vernünftigen Abwägen zwischen den Rechten des Einzelnen und der kollektiven Sicherheit: Wie viele Individuen darf eine Gesellschaft zum Schutz der Mehrheit präventiv wesperrn?

Der Fall Hauert und die Verschärfung des Strafvollzugs

Zollikerberg 1993. Polizeihunde spüren in einem Waldstück die Leiche der 20-jährigen Pasquale Brumann auf. Getötet hat sie der zweifache Frauenmörder Erich Hauert. Er sitzt in der nahegelegenen Haftanstalt Regensburg (heute Pöschwies) eine lebenslange Strafe ab. Den Mord hat er auf Hafturlaub begangen, der ihm schon wenige Jahre nach seiner Verurteilung gewährt wurde.

Die Schweiz ist geschockt, empört, wie konnte das passieren? Moritz Leuenberger, damals Chef der Zürcher Justizdirektion, verspricht ein Umdenken im Strafvollzug. «Bei der Frage nach der Gefährlichkeit oder Rückfälligkeit eines Täters hat die Öffentlichkeit den Anspruch, dass im Zweifel für ihre Sicherheit entschieden wird», sagt er vor dem Kantonsparlament.

Der Fall Hauert führt zur Verschärfung des Strafvollzugs. Da Gefährliche im Zweifelsfall nicht entlassen werden, bleiben sie drin. Die Deutungshoheit, ob jemand gefährlich oder rückfallgefährdet ist, liegt bei den Psychiatern. «Ein wirklich ungünstiges Gutachten zu neutralisieren, ist für einen Anwalt fast unmöglich», sagt etwa Thomas Manhart, ehemaliger Generalsekretär unter Leuenberger.

Experten, die Boos auf ihren mit Dialogen gespickten Reportagen zum Kaffee trifft, bezweifeln die Treffsicherheit von Rückfällig-

keitsprognosen. Diese lassen sich naturgemäss nicht überprüfen. Da Rückfallgefährdete nicht freikommen, lässt sich nie beweisen, ob sie tatsächlich rückfällig geworden wären.

85 Prozent sind unnötig verwahrt

Dennoch wurden in der Geschichte immer wieder Hochgefährliche entlassen. In Deutschland zum Beispiel kamen anfangs der 2000er-Jahre über 150 frei, nachdem sie sich am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte erfolgreich gegen eine nachträgliche Sicherheitsverwahrung gewehrt hatten. Von ihnen wurden 15 Prozent schwerwiegend rückfällig. Heisst im Umkehrschluss: 85 Prozent waren unnötig verwahrt.

Was wäre die Alternative zur Sicherheitsverwahrung? Der Berner Strafrechtler Martino Mona spricht aus, was der Titel *Auge um Auge* bereits andeutet: Statt Menschen wegzuschliessen, bevor sie möglicherweise wieder eine Tat begehen, soll man sie härter für begangene Taten bestrafen. Mache man aber einen Delinquenten aufgrund eines erhöhten Rückfallrisikos präventiv unschädlich, entmenschliche man ihn, da man ihm den freien Willen abspreche. «Das ist eine krasse Verachtung des Menschen.» Das derzeit starke Präventionsrecht sei nicht zuletzt eine Folge einer Unlust am Strafen, eine Ersatzhandlung für die als mittelalterlich verpönte Schuldstrafe. Verwahrung als Verwehrgung, Busse einzufordern.

Der ansonsten von rechten Politikern zu vernehmende Ruf nach mehr Vergeltung dürfte jenen in den Ohren schmerzen, die Resozialisierung als Hauptaufgabe des Strafvollzugs sehen. WOZ-Journalistin Boos sieht darin das kleinere Übel. Zwar sei es beklemmend, höhere Strafen zu fordern, da es sich reaktionär anfühle. Doch es sei konsequenter, logischer und aufrichtiger als jeder Versuch, präventiv zu strafen.



Susan Boos: *Auge um Auge. Die Grenzen des präventiven Strafens.* Rotpunktverlag Zürich 2022, Fr. 29.90